

Charlotte Wiedemann

Der lange Abschied
von der weißen Dominanz

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.

Von Charlotte Wiedemann ist bei dtv außerdem lieferbar:
Der neue Iran



© 2019 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2019 Charlotte Wiedemann

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlags zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkungen nicht erkennbar.

Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky

Gesetzt aus der ITC Legacy Serif Std

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28205-5

Inhalt

Vorwort	9
1. Wie wir waren. Wie wir sein werden	13
Kindheiten 1960 + Die künstliche Homogenität nach dem Dritten Reich + Besatzung und brown babies + Türkische Wohnstube 1983 + Statusverlust + Sibirien in den 90ern + Entscheidungen und nachhinkende Gefühle + Afrika in der Schorfheide + Erzählalltag und Phantasie + Ende der ethnischen Entschlüsselung	
2. Über Rassismus und Respekt	58
Der Citoyen im Menschenzoo + Deep Diversity + Progressiver Selbstbetrug + Das globale Prestige von Weißsein + Toni Morrison und die Umkehr des Blicks + George L. Mosse neu gelesen + Gale-nische Körperfarben + Ein Seefahrer im alten Siam + Erlaubtes Fremdeln + Du Bois und die jüdische Erfahrung	
3. Schwarze Schmach und neuer Feminismus	99
Hassbriefe aus analoger Zeit + Sexualität und Nation + Doris Lessing, Rasse und Begehren in	

Rhodesien + Rheinland 1919 + Frauenbilder im Islam + Koloniale Entschleierungen + Eine weiße Heldin in Teheran + Epos einer afrikanischen Venus + Kosmopolitische Allianzen + May Ayim und die Schmerzen einer Pionierin

4. Weiße Blicke auf Mobilität und Gewalt 139

Mauertote und Meerestote + Die Farbe der Maßstäbe + Würdepunkte und Wert des Lebens + Krieg gegen Terror und Ende des Westens + Sklavenhandel als erzwungenes Reisen + Universelle Freizügigkeit aus philosophischer Sicht + Kant und Mbembe + Visionen künftiger Bewegungen + Afrotopia

5. Europa als Provinz denken 167

Verlust der Zentralperspektive + Paul Valéry und die Singularität + China in Afrika + Dipesh Chakrabarty und die Erzählung der Moderne + Das Ende der weißen Periode im Christentum + Eine Sprache finden jenseits des Westens + Bandung 1955 und die Kritik am internationalen Recht + Klimawandel postkolonial

6. Über Kolonialismus und Weltgedächtnis 197

Verbrechen und weißes Nicht-Wissen + Die Unfähigkeit zu trauern + Ein Hörsaal in den 70ern + der Schädel von Mangi Meli + Reparationen und globales Erwachen + Oradour und Ragawedeh/Indonesien + Museum als Ort des

Selbstbetrugs + Gewinn durch Verzicht + Zwei Genozide mit Verknüpfungen

7. Shoah, Einwanderung und neue Ethik 235

Das Ende des Nachkriegs-Judentums + Jüdische Dissidenz + 1945 als weißer Sieg + Ralph Ellisons schwarzer Pilot + Der türkische Anwalt der NS-Opfer + Antisemitismus und White Supremacy + Black Panthers in Tel Aviv + Israel aus Sicht des globalen Südens + Inklusion oder Politik der Feindschaft

Ausblicke 277

Anhang

Ausgewählte Quellen und Literatur 281
Die Autorin 285

Vorwort

Als ich vor dem Schädel stand, es war ein Totenschädel aus Namibia, von frischen weißen Lilien umrahmt für eine würdige Heimreise, sah ich die Nummer. Der Schädel hatte eine Inventarnummer auf der Stirn, eine bläuliche Ziffernfolge, Zeichen der Ordnung auf den einstigen Regalen des deutschen Kolonialismus.

Ich muss nicht erklären, wie mich eine Nummer auf einem Menschen berührt.

Aber da ist noch etwas anderes, und das möchte ich mitteilen: Welche Chancen sich auftun in einem solchen Moment. Die Chance zu verstehen, zu begreifen, uns neu zu betrachten und uns nach Möglichkeit zu befreien von dem, was wir waren und in einem gewissen Maße immer noch sind.

Dies kann nur ein langer Abschied sein. Von einer Prägung, die über Jahrhunderte entstand, kann sich niemand leichthin lösen.

Abschied also. Das Wort setzt voraus, dass es Abschiednehmende gibt, Handelnde. Andernfalls wäre nur von der Vertreibung aus der weißen Dominanz zu reden, ein Prozess, der ohnehin im Gange ist. Ich möchte zu einem tätigen, reflektierten Abschiednehmen ermuntern und zum Annehmen von Neuem, ohne Furcht.

Weiß ist mehr als eine Hautfarbe, es handelt sich um eine soziale Position, um Haltungen und Deutungsmuster. Weiße Dominanz zeigt sich im Verbrauch von Ressourcen, in Wirtschaftsmacht und Finanzströmen, in der Deutung von Konflikten, in der Geschichtsschreibung. Auf all diesen Feldern bricht ein neues Zeitalter an. Der Westen bestimmt nicht mehr die Ordnung der Welt, und wir können anderen unsere Definitionen von Fortschritt, Entwicklung oder Feminismus nicht länger aufzwingen.

In diesem Buch wird das Innere und das Äußere, Heimat und Welt, zusammen gedacht. Was wir gegenwärtig als turbulente Entpuppung einer Einwanderungsgesellschaft erleben, steht in Zusammenhang mit größeren Fragen, die unser Weltbild und unser Bild von uns selbst betreffen. Wer wir sind und wie wir das »Wir« bestimmen, das lässt sich nicht mehr allein in den Grenzen des Nationalstaats beantworten. Die Vorstellungen vom Eigenen und vom Fremden sind gleichermaßen Phantasien über unseren Platz auf dieser Erde, ob bewusst oder unbewusst.

Weiße Europäer und Europäerinnen müssen heute einen historischen Abstieg verkraften, und sie werden das hoffentlich tun, ohne in Faschismus zu verfallen. Aber man muss die Angst vor diesem Machtverlust berücksichtigen, um zu verstehen, warum Migration und kulturelle oder religiöse Verschiedenheiten immer schwerer akzeptiert werden.

Die alteingesessenen Deutschen entscheiden nicht mehr allein, worüber das Land spricht. Es entsteht eine neue migrantische Elite und erstmals seit 1945 wieder eine kos-

mopolitische Intelligenzija, zu der Muslime ebenso gehören wie eingewanderte Juden der jüngeren Generation.

Wer diese Vielfalt zurückdrehen will, redet Bürgerkrieg das Wort. Aber Vielfalt ist nicht einfach zu leben; sie darf auch als Zumutung empfunden werden. Entscheidend ist letztlich nicht Herkunft, sondern Haltung. Niemand muss Rassist sein, und niemand ist dagegen bereits durch eine nicht-weiße Hautfarbe gefeit.

In einer sich rasant wandelnden globalen Landschaft ist nur eines gewiss: Wir im alten Europa werden teilen müssen. Nur durch Teilen können wir einen Wohlstand aufrechterhalten, der sich nicht allein materiell definiert, sondern durch die weitgehende Abwesenheit von Gewalt im alltäglichen Leben. Die Alternative wäre ein Europa als *gated community*, an deren Grenzen scharf geschossen wird und in deren Innerem wir uns selber hassen.

Wie meine früheren Bücher hat auch dieses eine persönliche Note. Ich reflektiere die Veränderungen Deutschlands in der Spanne meines eigenen Lebens, seit den Fünfzigerjahren, und ich blicke auf Europas Ängste und seine Einmauerung im Licht meiner Erfahrungen in Gesellschaften Asiens und Afrikas. Und ich sehe mit Hoffnung, wie aus einer veränderten Betrachtung von Shoah und Kolonialverbrechen eine neue Ethik des Respekts entsteht, ein Humanismus für eine Welt, deren Zukunft nicht weiß ist.

Aus all dem ist ein Mosaik von Gedanken, Erinnerungen, Begegnungen geworden. Die kurze Form der Texte lädt ein zum Innehalten und zum vernetzten Lesen – und auch dazu, dem einen zuzustimmen und dem anderen

nicht. Nur so kann Gesellschaft heute funktionieren. Wir müssen Unverständnis, Nicht-Verstehen-Können aushalten.

Das »Wir« in diesem Buch meint übrigens nicht immer haargenau dieselben. Es gibt eben kein Zurück in die gemütlichen Eindeutigkeiten.

1

Wie wir waren. Wie wir sein werden

Über das eigene Land zu schreiben, das ist heute anders als früher.

Es hat mich viel in die Ferne gezogen in den vergangenen zwei Jahrzehnten, und über die Ferne schreiben bedeutet: nichts voraussetzen können. Über das Eigene schreiben, das hieß früher: Da ist ein Rahmen, in dem du dich bewegst, ebenso wie jene, an die du dich wendest. Aber so ist das nicht mehr. Nichts kann vorausgesetzt werden.

Wir genießen gegenwärtig das Privileg, auf vieles neu blicken zu können. Dies sind Zeiten des Umbruchs, sie stanno uns mit Hellsicht aus, sofern wir es zulassen. Hellsicht entsteht, wenn wir um Ecken blicken und in Winkel spähen, die einer starren Blickachse früher verborgen blieben.

Womöglich können wir jetzt sogar Vergangenheiten, besonders die deutschen, neu zusammensetzen, ohne davon erschlagen zu werden. Wer einmal beginnt, auf Altes neu zu blicken, gerät leicht in einen Sog.

#Kindheit 1960

Vor mir liegt eine Fotografie in Schwarz-Weiß. Wir waren sechsfünfzig in der ersten Klasse; Volksschule, so hieß das damals, 1960.

Wenn ich das Bild betrachte, wie es von uns aufgenommen wurde, alle ordentlich aufgereiht zu einem kleinen Regiment, dann wundert es mich, dass Deutschland (in meinem Fall Westdeutschland) wirklich einmal so war – so homogen. Wir hießen Erika, Hildegard, Sigrid, Peter, Norbert, Eberhard. Haarfarbe meist zwischen blond und hellbraun. Die Familiennamen alle langheimisch deutsch, nicht einmal etwas polnisch Klingendes darunter, das mag in einer Großstadt des Rhein-Ruhr-Gebiets ein Zufall gewesen sein.

Es ist fast überflüssig zu erwähnen, dass wir alle der herrschenden Norm von Gesundheit und altersgerechter Entwicklung entsprachen; Kinder mit einer Einschränkung waren vorher aussortiert worden. Inklusion, die Idee war noch nicht geboren.

Und doch gab es eine Differenz, nicht innerhalb unserer Kinderschar, sondern nach außen: Dies war eine katholische Volksschule. Die evangelische war nebenan, von uns durch einen Zaun getrennt, der auch den Pausenhof durchzog. Nicht einmal im Spiel sollten wir uns mischen. Und ich erinnere mich, wie wir manchmal an diesem Zaun standen und »Effkes! Effkes!« hinüberriefen, in der Lautmalerei der örtlichen Mundart eine Kombination von Äffchen und Evangele. Obwohl meine Eltern kaum religiös waren und

ganz gewiss nicht militant katholisch, erschien es mir natürlich, die Kinder auf der anderen Seite des Zauns mit diesem Ausdruck zu bewerfen, mit kindlicher Lust an einem höhnischen und ulkigen Wort. Denn wir, die Katholiken, waren die Mehrheit; nicht, dass ich das rational gewusst hätte. Aber ich kannte kein einziges evangelisches Kind.

Sie waren »die anderen«, würde man heute sagen.

Auch dies ist im Rückblick schwer vorstellbar: Die Unterschiede zwischen den christlichen Bekenntnissen wurden vor gut einem halben Jahrhundert noch für so gewaltig gehalten, dass Sechsjährige nicht auf einer gemeinsamen Schulbank sitzen sollten. Konfessionslos waren im deutschen Westen jener Zeit die allerwenigsten; auch dies mutet uns heute befremdlich an, da ihr Anteil einer Vierzig-Prozent-Marke entgegeneilt.

Immerhin saßen in meiner Klasse bereits die Norberts und Eberhards, durch einen halben Meter Mittelgang von den Hildegards und Erikas auf Abstand gehalten. Die Geschlechtertrennung war aufgehoben, eine formidable Neuerung in jenen Jahren.

Für die Erziehung in einem ethnisch weitgehend homogenen Nachkriegsdeutschland waren Konfession und Geschlecht die beiden großen Merkmale der Unterscheidung. Wir können daraus lernen, wie zeitgebunden das ist, was wir als trennend empfinden. Und wie sich damit auch das Verständnis dessen ändert, was wir das Eigene nennen.

Wenn wir die Dinge im gewöhnlichen Tempo des eigenen kleinen Lebens betrachten, im schleppenden Takt zurückgelegter Schulwege und abgeleiteter Arbeitsstunden,

dann bleibt uns die Geschichtlichkeit dessen, was gerade passiert, in der Regel verborgen. Nur gelegentlich vermögen wir wie ein Vogel hinab auf die Landschaft unserer Lebenszeit zu sehen, der Blick ausnahmsweise nicht getrübt vom Dunst subjektiven Erlebens.

Als ich zur Welt kam, lag es erst neun Jahre zurück, dass Auschwitz befreit worden war. Die schlichte Erkenntnis traf mich irgendwann wie ein Schlag. Obwohl mich bereits als Heranwachsende beschäftigt hatte, was aus dem Holocaust folgte (oder was ihm nicht folgen durfte), erreichte mich erst sehr viel später ein Gefühl dafür, wie kurz die Spanne war zwischen dem Ende des Nationalsozialismus und dem Beginn des eigenen Daseins.

Aus eben dieser Vogelperspektive betrachtet, wurden während meiner Kindheit und Jugend, die ich in einem Kosmos von Homogenität verbrachte, die Fundamente der deutschen Einwanderungsgesellschaft gelegt. 1955, kurz nach meiner Geburt, das erste Anwerbeabkommen. Als ich in der vierten Klasse saß, 1964, bekam der millionste Gastarbeiter seinen Blumenstrauß. Als ich 1973 Abitur machte und ein Anwerbestopp verhängt wurde, hatten vierzehn Millionen Migranten kürzer oder länger in Westdeutschland gearbeitet. Welch eine Zahl!

Konnte es verwundern, dass ein Teil von ihnen blieb und Ehepartner und Kinder nachholte?

Während meiner Schulzeit wurde also der Boden bereitet für die heutige Vielfalt, mit einem Heer arbeitsamer Männer und Frauen, die Westdeutschland brauchte für sein Wirtschaftswunder.

In der homogenen Welt von uns Kindern mit den hell-

braunen Haaren war die entstehende Vielfalt nicht sichtbar und nicht fühlbar, denn die Gastarbeiter und -arbeiterinnen kamen ohne Kinder, hatten sie schweren Herzens bei anatolischen und apulischen Großeltern zurückgelassen.

Meine Generation, das sind die geburtenstarken Jahrgänge – 1954 kam außer mir noch eine Million Kinder mit bevorzugt hellbraunen Haaren zur Welt. Wir sind die vielen, die vielen jetzt Alternden und auch die vielen Verdrängter, die erst spät und manchmal widerwillig begreifen, wie sich das Land geändert hat und dass diese Veränderung in unserer Jugend begann, zu unserem Nutzen.

In der politischen Landschaft des heraufziehenden Kalten Krieges waren wir, weiß und westdeutsch, gleich mehrfach privilegiert. Unsere Eltern waren nicht gezwungen, Arbeit anderswo zu suchen. Wir wurden weitgehend verschont von Reparationsforderungen und kaum behelligt von dem Grauen, das die Generation unserer Eltern und Großeltern angerichtet hatte.

Privilegiert zu sein durch die Umstände der Geschichte und den Ort der Geburt ist nichts, was zu einem individuellen Schuldbewusstsein führen sollte. Wohl aber zu Bewusstsein, zu Bewusstheit.

Eine Grundschulklasse von heute hat mit meiner Volksschulklasse nicht mehr viel gemein. Nicht nur das Panorama der Haarfarben und Herkünfte ist vielfältig geworden; auch die Lebensstile der Eltern und die Unterschiede zwischen arm und reich klaffen ungleich weiter auseinander. Markenklamotten, das war 1960 noch kein Begriff. Auf der alten Fotografie kann man sehen, dass vie-

les handgemacht war, gestrickt, umgearbeitet. Allerdings gab es, mehr gefühlt als gewusst, den Unterschied zwischen bürgerlichen und nichtbürgerlichen Familienkulturen.

Eine Szene hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Als mich eine Klassenkameradin nach der Schule ein Stück Weges begleitete, schwenkte sie ihre Strickjacke nonchalant durch den Staub in der Gosse neben dem Trottoir. Ich war bis ins Herz schockiert und empfand zugleich einen wilden Neid, für den ich noch keine Worte hatte. Vielleicht hatte ich gerade durch die Gitterstäbe meiner Wohlerzogenheit zum ersten Mal einen Eindruck davon erhascht, was Freiheit bedeutet.

#Ruby

Sie war genauso alt wie ich, Ruby Bridges, eingeschult 1960, ein kleines Mädchen in New Orleans. Sie wurde zum ersten afroamerikanischen Kind, das im Süden der USA eine bis dahin ausschließlich weiße Schule besuchte.

Als Ruby sechs Jahre alt wurde, hatte sich gerade die Rechtslage geändert: Der Staat Louisiana erlaubte schwarzen Kindern, in bisher rassistisch segregierte weiße Schulen zu gehen, sofern sie einen anspruchsvollen Eignungstest bestanden. In New Orleans war Ruby eines von sechs Kindern, denen das gelang. So kam der große Tag: Mit einer weißen Blume im Haar, weißen Söckchen und einer karierten Tasche traf Ruby bei der William Frantz Elementary School ein. Sie wurde von einem aufgebrachtten weißen

Mob empfangen, angeschrien und mit Gegenständen beworfen. Obwohl sie einen Geleitschutz von vier Bundesbeamten hatte.

Als Ruby endlich die Schule betrat, machte sie die Entdeckung, dass das Gebäude verwaist war: Die weißen Kinder waren auf Anweisung ihrer Eltern zu Hause geblieben oder an andere Schulen geschickt worden. Und die Lehrer waren nicht bereit, Ruby zu unterrichten, mit einer Ausnahme, einer Zugezogenen aus dem Norden. Vor dieser Lehrerin saß Ruby fast ein Jahr lang ganz alleine, auf dem Schulweg immer noch von Beamten eskortiert. Ihre Eltern waren Drohungen und Beschimpfungen ausgesetzt; der Vater, ein Tankwart, verlor seine Arbeit. Ruby hatte Alpträume, bekam Essstörungen und ging doch weiter in diese Schule.

Nach und nach beruhigte sich die Lage. Die weißen Eltern ließen ihre Kinder zurückkehren, im zweiten Schuljahr wurde die Eskorte aufgelöst, weitere afroamerikanische Kinder wurden eingeschult.

Ist diese Geschichte nur zufällig mit meinen Lebensdaten verbunden? Nicht ganz. Sie zeigt die dunkle Seite einer Weltmacht, die den Westdeutschen damals Vorbild für Demokratie war. Und sie gibt einen ersten Hinweis, wer nicht mitgedacht wurde, wenn von der »freien Welt« die Rede war. Aber da ist noch etwas. Der Mob aus bürgerlichen weißen Eltern, der vor Rubys Schule stand, verstand sich als *white resistance*. Der Slogan steht heute auf den T-Shirts junger Männer, die auf deutschen Straßen einen Rassenkrieg herbeiphantasieren. Wer sie sieht, möge an Ruby denken.

#Homogenität

War die Homogenität meiner Schulklasse künstlich, ein bloßes Resultat des Vorangegangenen? Diese Frage habe ich mir früher nicht gestellt. Wir halten für normal, wovon wir die Vorgeschichte auslassen.

Die deutsche Gesellschaft hatte in der Zeit vor 1933 durchaus eine Diversität gekannt; nun war sie ausgelöscht. Der Nationalsozialismus, von außen besiegt, hatte im Inneren erreicht, worauf er abzielte. Wie viele Juden, Roma/Sinti, Polen, Russen, Afrodeutsche in meiner Heimat gelebt hatten, war niemals Gegenstand des Unterrichts. Überhaupt wurde uns nicht vermittelt, was Deutschland eigentlich war, jenseits vom Mythos rassischer Reinheit, der zumindest offiziell verworfen war. Niemand sagte uns, dass wir phänotypisch die Promenadenmischung Europas sind. Die deutschen Lande lagen stets dort, wo sich alle Wege und Kriegszüge kreuzten, in der Mitte des Kontinents; viele Völker Europas hinterließen in unserem Genpool ihre Spuren. Carl Zuckmayer nannte den Rhein die »große Völkermühle«, die »Kelter Europas«.

Diese ältere, uns lange schon eingeschriebene Heterogenität erkennen wir heute nicht mehr, vor lauter Aufregung über die Einwanderung jüngeren Datums. Der Berliner Bezirk Neukölln, bekannt als Stadtteil türkischer und arabischer Migranten, birgt eine vergessene Kontinuität. Neukölln geht auf die Gemeinden Deutsch-Rixdorf und Böhmisches-Rixdorf zurück, letztere 1737 von geflüchteten Protestanten aus Böhmen gegründet. Manche Rixdorfer

sprachen in Berlin noch im frühen 20. Jahrhundert tschechisch.

Die sichtbare und an Namen ablesbare Homogenität, wie sie meine Schulklasse kennzeichnete, war also keineswegs natürlich. Sie währte nach Kriegsende zwei Jahrzehnte, bis Einwanderung erneut einen Zustand herstellte, der an frühere Epochen anknüpfte. Gleichwohl wird die Pluralität heute als neu empfunden, als sei sie eben erst angekommen.

Vielleicht ist es ja so: In jenem Maße, wie das Gesicht der Pluralität ein Kind der jeweiligen Zeit ist, hat auch die Abwehr immer neue Züge.

#Brown babies

Die Allerersten, die nach 1945 als sichtbar andere in das künstlich homogenisierte Deutschland kamen, trugen keinen Koffer. Es waren Babys; sie hatten schwarze Väter, Soldaten der Besatzungsmächte.

Auf diesen Kindern, die Negermischling oder Halbblut genannt wurden, lag die ganze Last des Neuanfangs.

Nicht dass ihre Zahl so groß gewesen wäre, etwa fünftausend unter den siebzigtausend nicht ehelichen Kindern, die in den Westzonen aus Verbindungen mit ausländischen Soldaten hervorgingen. Doch sie stellten ein Politikum dar, wurden im Bundestag als »rassisches Problem« debattiert, und Schulbehörden wie Jugendämter prophezeiten, diese andersartigen Kinder würden niemals integrierbar sein. Deshalb wäre es zu ihrem Besten, sie aus